

Zeitschrift:	Pionier: Organ der schweizerischen permanenten Schulausstellung in Bern
Herausgeber:	Schweizerische Permanente Schulausstellung (Bern)
Band:	46 (1925)
Heft:	5-6
Artikel:	Emanuel Lüthi : seine Lebensbeschreibung [Teil 4]
Autor:	Schrag, A. / Lüthi, Emanuel
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-269089

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

PIONIER

Organ

des Schweizerischen Schulmuseums in Bern

XLVI. Jahrgang.

Nº 5/6.

Bern, den 5. Juni 1925.

Preis pro Jahr: Fr. 2 (franko), durch die Post bestellt 20 Cts. mehr.

Anzeigen: per Zeile 40 Rp.

Inhalt: Emanuel Lüthi. — Heimatkunde des Moosseetales. — Neuere Literatur über Schulgeographie. — Bücheranschaffungen.

Emanuel Lüthi.

Seine Lebensbeschreibung.

Herausgegeben von Dr. A. Schrag. (Fortsetzung.)

Wir hatten folgende Tagesordnung: Fünf Uhr morgens Tagwache mit der Glocke. Aufstehen, die Betten machen, am Brunnen sich waschen. Halbsechs Beginn des Studiums im Klassenzimmer; jeder musste an seinem Platze sitzen; der Chef schrieb die Verspätungen auf. Der Seminardirektor war Sommer und Winter schon um fünf Uhr in seinem Studierzimmer und erschien oft plötzlich in den Klassenzimmern. Sieben Uhr Glockenschlag zum Morgenessen, 7—8 Reinigung des Schlafsaals, der Klassenzimmer, der Gänge und Treppen. Von 8—12 Unterricht, 12 Uhr Mittagessen, 1—2 Uhr Musikübung im Musiksaal, 2—6 Unterricht, 6—7 Studierstunde, 7 Uhr Nachtessen, 8—9½ Uhr Studium, 9½ Uhr Abendandacht: Ansprache des Direktors und Anordnungen für den nächsten Tag. Samstag nachmittag kein Unterricht; dafür Holzen, Garten- und Feldarbeiten. Sonntag Tagwacht 6 Uhr, Besuch der Predigt; nachmittags Kinderlehre von einem alten Zögling als Musterübung in Katechisation. Freier Ausgang bis 5 Uhr; dann Wiederbeginn des Studiums.

Diese Tagesordnung wurde streng durchgeführt. Fehlbare wurden auf das Zimmer des Direktors zitiert, was keinen Spass machte. Teils Heimweh, teils die ungewohnte Kost, teils die genau geordnete Lebensweise machten manchem das Leben unangenehm. Die Zuflucht in die Krankenstube brachte nicht die erhoffte Erleichterung; denn der Arzt Imobersteg verabfolgte den Simulanten sehr unangenehme Arzneien, wie Brechmittel und Rizinusöl.

Die Kost war spärlich; morgens blaue Milch, Brot und Kartoffelrösti, mittags Suppe, Brot und Gemüse, wöchentlich dreimal Fleisch, um 4 Uhr ein grosses Stück Brot, am Abend Suppe, Kartoffeln und Gemüse. Für mich war das Sauerkraut ganz neu. Die Speisen waren oft übel zubereitet; oft wurde uns angebrannte Milch vorgesetzt. Der Sack Nüsse, den ich mitgebracht hatte, bot mir einige Abwechslung.

Mein Bett stand im grossen Schlafsaal unter einem Luftloch in der Saaldecke. Im Winter fiel mir oft der Schnee von dieser Öffnung auf das Gesicht herab; dann stand ich auf und schob meine Bettstelle auf die Seite.

Der Unterricht wurde sehr regelmässig erteilt. Als der Zeichenlehrer H. aus Bern einmal eine Stunde zu spät eintrat, wurde er vom Seminardirektor scharf angefahren. Die meisten Lehrer waren streng und stellten starke Anforderungen an sich selbst und an die Schüler, am meisten der Direktor, der neben der Besorgung seiner Geschäfte noch viel Unterricht in Psychologie und Pädagogik, anfangs noch in Grammatik zu erteilen hatte. Falsche Antworten regten ihn leicht auf. Leider verstanden wir seinen Unterricht nicht; er war für siebzehnjährige Seminaristen zu abstrakt, und wir lernten viel nur mechanisch auswendig. Iff erteilte einen sehr guten Rechenunterricht. Seinem Nachfolger fehlte die Gründlichkeit, namentlich auch in der Naturkunde.

Am meisten Freude bereiteten mir Königs Geschichtsstunden, namentlich seine schönen Vorträge über Schweizergeschichte. Er gab auch Französisch, und zwar am Abend von 4—6 Uhr, wo ich oft gänzlich erschöpft war.

Der Religionslehrer, Pfarrer Kocher, war Rationalist und liess uns nichts merken von seiner praktischen Begabung. Auch sein Geographieunterricht fiel auf steinigen Boden. Darum bedauerten wir seinen Wegzug nicht. Nach einer kurzen Stellvertretung trat 1861 *Eduard Langhans*, der Sohn des Pfarrers von Münchenbuchsee, in den Lehrkörper der Anstalt ein, ein richtiger Pädagoge von gründlicher Bildung. Es gelang ihm rasch, uns für seine beiden Fächer zu interessieren. Bücher brauchten wir bei ihm keine; er selber hatte in der Stunde nie ein Buch in der Hand, trug frei vor, nicht viel auf einmal, versicherte sich aber durch vieles Abfragen, ob er verstanden worden sei. Das erforderte sehr viel Zeit, und sein Verfahren bildete zu dem anderer Lehrer einen scharfen Gegensatz. Er erledigte kaum die Hälfte seines Pensums, und wir hatten deshalb Angst vor der Patentprüfung. Er aber behandelte Schüler und Fach mit der grössten

Ruhe. Während des Unterrichts spazierte er fast beständig vor oder neben der Klasse und streckte sich zuweilen, indem er die Brust in die Höhe hob. Sobald die Glocke ertönte, verliess er uns, während andere Lehrer uns im Eifer die freien Minuten zwischen den Pausen raubten. Erst nachdem wir alle selber Lehrer geworden, bemerkte ich, dass Langhans uns den besten Unterricht erteilt hatte: wohlwollend, geduldig, freundlich und ohne einen Schatten von Überhebung. Viele Jahre später bekannte er mir, dass es für ihn eine sehr schwere Arbeit gewesen sei, die christliche Sittenlehre und die Kirchengeschichte aus der Theologensprache so in unsere deutsche Sprache zu übertragen, dass die höchsten Gedanken uns verständlich wurden. Die Schönheit der hebräischen Poesie bei den Propheten, die Bedeutung Jesaias und des grossen Unbekannten waren für uns ganz neu. Die Entwicklung Jesu und sein Rettungswerk, Paulus, Julian Apostata und Arius boten die Hauptpunkte dar, um die unser Lehrer den Unterricht gruppierte. Die Wahrnehmung, dass Moses und Elias gerade durch ihre Leiden für ihr Volk am grössten wurden, wirkte bestimmend auf das Leben Jesu, und auch er erkannte, dass das Göttliche oft in Knechtsgestalt einhergeht.

Mit der Schilderung dieser grossen Gestalten und solchen Gedanken gewann Langhans unsere Gemüter und befreite uns vom Wunderglauben, aber ebensosehr vom Unglauben.

Eduard war viel gereist, z. B. in den Alpen und in den Pyrenäen, und die dabei empfangenen Eindrücke gaben seinem Geographieunterricht Leben und Anschaulichkeit.

Ein sehr tüchtiger Mann war auch unser Musiklehrer, *Johann Rudolf Weber*. Voll Humor und zugleich mit grossem Fleiss unterrichtete er in Gesang, Violin-, Klavier- und Orgelspiel. Er wohnte in Bern, wo er einen Klavierhandel betrieb.

Nach drei Monaten wurden zwei von unserer Klasse fortgeschickt. Den Grund davon vernahm ich nie. Die übrigen 43 blieben bis einige Wochen vor der Patentprüfung. Da brach in der Anstalt das Nervenfieber aus. Zwei von uns wurden in das Spital nach Bern übergeführt, wo der eine starb. Wir nannten ihn den grossen Flückiger; er war von Obertal, ein sehr braver Junge. Sein Tod brachte eine ernste Stimmung in unsere Abschiedsfreude.

Bei der Abgeschlossenheit des Seminars waren die Ferien immer eine grosse Freude für die Zöglinge, ausgenommen für mich. Im Frühling 1861 blieb ich ganz allein in der Anstalt zurück und half den grossen Garten besorgen. Ich klagte mein Schicksal der Mutter, und sie ging

nach Wyden zum Götti, einem Verwandten, der das Heimwesen seinem Schwager Schmid abgetreten hatte. Dessen beide Knaben, Samuel und Rudolf, hatten neben mir in der Schulbank gesessen; Samuel hatte auch den Unterweisungsunterricht mit mir besucht. So durfte ich die folgenden Frühjahrs-, Sommer- und Herbstferien jeweilen mit Feldarbeiten in Wyden zubringen, und dieses Haus wurde meine zweite Heimat. Sami, seine etwas ältere Schwester Maria und ihre Tante, eine 70jährige Frau, ein Knecht und eine Magd bildeten Göttis Familie. Der Vater Schmid hatte in Neuenegg wieder geheiratet und trieb dort Landwirtschaft. Er kam selten nach Wyden und überliess das dortige Heimwesen den andern zur Besorgung. In diesem Hause herrschte nicht nur eine musterhafte Ordnung und Arbeitsamkeit, sondern ein Friede, wie ich ihn noch in keinem Hause angetroffen hatte. Es wurde wenig geredet, niemand kritisiert; jeder ging vom frühen Morgen bis am Abend unausgesetzt seinem Geschäfte nach; alle gingen früh zu Bette.

Da die Sichlehen nach Schluss meiner Sommerferien stattfand, meinte die Tante, ich müsse noch acht Tage bleiben; sie hatte keinen Begriff vom Seminar. Damals war es Sitte, in den Zwischenmahlzeiten vormittags und nachmittags Branntwein zu verabreichen. Ich verzichtete gerne darauf. Die Tante war nicht damit einverstanden, dass ich nur trockenes Brot haben sollte und bot mir regelmässig ein Glas Wein an. Beim Ernten der Kirschen, Äpfel, Birnen und Nüsse war ich besonders gewandt und erkletterte die höchsten Bäume; mit einem Bohnenstecken schlug ich die Nüsse von den höchstliegenden Ästen herunter. Das gefiel der Tante ganz besonders. Durch ihren tadellosen Lebenswandel und ihren stillen Fleiss in Haus, Garten und Feld wurde Maria Schmid mein Jugendideal.

Der dritte Winter war für uns alle der schwerste. Schon im Frühjahr 1863 sollte das Patentexamen stattfinden. Einige schllichen sich oft, wenn alles schliel, ins Lehrzimmer hinab und arbeiteten noch bis Mitternacht. Ich war auch einige Male dabei, bis der Seminardirektor es merkte. Er beruhigte uns und mahnte uns zum Innehalten der Hausordnung.

Im Winter spielten wir an einem Sonntagabend auch Theater; der Direktor wohnte mit seiner Familie der Aufführung bei. Im Sommer 1861 zündete der Blitz in Moosaffoltern ein grosses Bauernhaus an. Im Nu war das ganze Seminar bei der Feuerspritze, und die Seminar-spritze war die erste auf dem Platz.

Auf das Patentexamen waren alle sehr gespannt. Anstatt eines dreijährigen hatten wir nur einen 2½jährigen Kurs, was uns am meisten mit Besorgnis erfüllte. Viel gefährlicher, als wir nur ahnten, war aber die Gegnerschaft gegen den Religionsunterricht von Langhans. Während des Examens stiessen die Ansichten aufeinander. Als einer antwortete, das Evangelium nach Johannes sei nicht vor dem Jahr 200 geschrieben worden, erkundigte sich der Examinator beim Religionslehrer, ob er das gelehrt habe. Die Examinatoren waren aber so vernünftig, dass sie sich nicht auf den Unterrichtsplan versteiften, sondern nur in den Gebieten prüften, die in den 2½ Jahren behandelt worden waren. So bestanden alle die Prüfung mit Erfolg. In der letzten Pädagogikstunde brachte der Direktor die Reglemente über das bernische Primarschulwesen mit und besprach sie. Es waren ihrer so viele, dass ich den Eindruck erhielt, es sei unmöglich, sie zu befolgen. Dies wurde für mich entscheidend; denn ich zögerte, mich um eine Stelle im Kanton Bern zu bewerben. Ich war auch gänzlich erschöpft von der geistigen Arbeit und im körperlichen Wachstum stillgestanden. Ich hatte auch Fr. 150 Schulden für Kost und Unterricht im Seminar. Ich schrieb alle Ausgaben auf, und wiederholt verlangte der Seminardirektor mein Ausgabenbüchlein zur Einsicht, wenn sich jemand bei ihm nach den Ausgaben eines Seminaristen erkundigte. Ich war bei Rüegg eine Vertrauensperson und besorgte lange den Postdienst; ich trug die Seminarpost ins Dorf und holte auf dem Postbureau die Briefe und Zeitungen. Kein Seminarist sollte ohne Erlaubnis des Direktors den Seminar- oder Klosterhof verlassen. Wir waren gehalten wie junge Mönche, und das Bedürfnis nach Freiheit machte sich bei uns hin und wieder geltend; aber die strenge Arbeit bändigte unsren Sinn. Das gerade Gegenteil der Sittenstrenge war unser Turn- und Aufsichtslehrer, der auch den Botanikunterricht erteilen sollte. Er kam hin und wieder spät in der Nacht angeheizt nach Hause und hatte Mühe, den Weg zu seinem Bett im Schlafzimmer zu finden. Er wurde dann entlassen und gab den Lehrerberuf auf.

Nach dem Patentexamen entschloss ich mich, bis zum Herbst ins Waadtland zu gehen zu meiner Ausbildung im Französischen; denn ich dachte, ich könnte einmal Sekundarlehrer werden. — Im Seminar war in meinem Wachstum ein Stillstand eingetreten, so dass ich im 20. Jahre noch ein Knabe war; aber dennoch bereiteten mir grosse Märsche keine Mühe. Darum wollte ich in einem Tage von Wyden nach Vivis wandern. In der Nähe dieser Stadt hatte unser alter

Nachbar Däppen ein grosses Heimwesen gepachtet, und sein Sohn Fritz war mein Jugendkamerad. So machte ich mich auf die Reise. Bei Semsales wurde ich am Nachmittag von einem Gewitter überrascht; daher musste ich in diesem Dorfe übernachten; sonst wäre ich rüstig nach Vivis marschiert.

Am nächsten Vormittag erreichte ich den Bauernhof unseres ehemaligen Nachbars und wurde freundlich aufgenommen. Da er aber lauter deutschsprechende Knechte beschäftigte, suchte er für mich eine Stelle bei einem Waadtländer. Ich kam in die Wirtschaft zum «Komet von 1858» in Jongny, eine Stunde ob Vivis. Der Lehrer des Dorfes erteilte mir Unterricht im Französischen, und ich gab seinem zehnjährigen Mädchen dafür Unterricht im Klavierspiel. In der Wirtschaft besorgte ich die Geschäfte eines Garçon und arbeitete auch im Garten. Die Kost war gut und der Wirt wohlwollend; er unterhielt sich viel mit mir; die Wirtin aber war eine zänkische Frau, die ihrem Manne das Leben verbitterte. Als Wirtin taugte sie nicht viel, weil sie sich zu vornehm fühlte und den Gästen ein böses Gesicht machte. Da noch andere Wirtshäuser in der Nähe waren, bemühte sich der Wirt, durch Karten- und Kegelspiel die Bauern in sein Geschäft zu ziehen. An Markttagen, wenn die Bauern von den Bergen herab nach Vivis kamen, und an Sonntagen, wenn die Viviser aufs Land zogen, machte er ordentliche Geschäfte. Seine Brüder waren Landwirte in Montreux, und er sehnte sich nach seinem Heimatdorfe, in dessen Nähe er sich später wirklich niederliess. Da ich viel allein arbeitete, wurde ich vom Heimweh befallen, und weil ich keinen Kameraden finden konnte, vertiefte ich mich in mich selbst. In jenen Stunden wurde durch inneren Kampf meine Zukunft entschieden. Erst jetzt, als ich allein war, fing der Religionsunterricht von Langhans an, in mir zu wirken. Die grossen Vorbilder des alten und neuen Testaments schärften mein Gewissen, und ich entschloss mich, meiner Mutter und meinen Brüdern zu dienen, mich ganz der Schule zu widmen und allen ehrgeizigen Plänen zu entsagen. So kehrte im Herbst ein Mensch nach Wyden zurück, in dessen Innern es ganz anders aussah als im Frühjahr zuvor. Durch meinen Seminarfreund Benedicht vernahm ich, die Lehrstelle an der Gesamtschule Courtepin sei zur Besetzung ausgeschrieben. Pfarrer Hirsbrunner in Kerzers war im Murtenbezirk Schulinspektor. Sein Schwager, Pfarrer Bähler, der Sohn des Pfarrers in Neuenegg, hatte die protestantische Schule gegründet. Ich meldete mich und wurde ohne Examen gewählt. Ich zog eine Besoldung von Fr. 600 und sollte über eine schöne Wohnung von drei Zimmern, einen Garten

und etwas Land mit einer Scheune verfügen dürfen. Das Schulhaus war neu und zweckmässig eingerichtet; die Wohnung jedoch wurde erst am Neujahr fertig. Deshalb mussten meine Mutter und mein Bruder Hans zuwarten, bis wir die Wohnung beziehen konnten. Unterdessen hatte ich die Kost beim Schulkommissionspräsidenten Bongi, einem Pächter, der durch eisernen Fleiss und Sparsamkeit zu Wohlstand gelangt war. Er hatte vier erwachsene Kinder und zwei Zwillinge, die noch die Schule besuchten. In diesem Hause war ich während zwei Monaten gut aufgehoben.

Meine Mutter hatte aus unserm Schiffbruch einige gute Möbel gerettet; diese liess ich ergänzen durch eine Bettstelle, einen Tisch und einige Stühle, die mir auf Kredit überlassen wurden.

Nach Neujahr 1864 bezogen wir unsere Wohnung. Ich schlief auf einem Strohsack, weil ich mir vorgenommen hatte, zuerst meine Seminarschulden zu bezahlen, bevor ich mir ein Federbett und eine Matratze kaufte. Mein nächster Kollege, der Lehrer in Walenried, ein Walliser und Zögling des Klosters St. Moritz, besass gar keine Möbel; er schlief in seinen Kleidern auf dem steinernen Ofen. Unsere Wohnung war aus grünem Holz geziimmert, und die Bretter dorrten bald so ab, dass 2 cm breite Lücken in der Decke und in den Wänden entstanden. Wenn der Wind blies, löschte er mir auch die Lampe aus. Zwischen der Zimmerdecke und dem Estrichboden hauste bald eine grosse Schar Ratten, die die Nacht hindurch ihr Unwesen trieben. Ich kaufte in Freiburg Arsenik; die Mutter küchelte es ein; darauf legte ich diese Beize zwischen die Böden. Schon am folgenden Abend bewerkstelligte das Rattenheer unter grossem Lärm seinen Auszug, und während 7 Jahren erschienen keine Ratten mehr. Dafür machten sich Mäuse bemerkbar; ich fing jede Nacht eine in einer Falle, konnte aber damit nicht ihrer Meister werden. Die Mutter erhielt eine Katze geschenkt, die am Abend neben dem Herd freundlich zu schnurren pflegte. Wenn aber der Sturm im Kamin tobte, schaute sie erstaunt hinauf, weil sie die Ursache des Lärms nicht begriff. Oft begehrte die Mutter mit der Katze auf, weil sie es nicht mit mir tun durfte. Sie meinte es aber nicht bös. Wir waren froh, nach zehn Unglücksjahren wieder ein glückliches Heim gefunden zu haben.

Ich stand Sommer und Winter regelmässig um 5 Uhr auf, um mich auf den Unterricht vorzubereiten. Von 8—11 und 1—4 gab ich den 45 Knaben und Mädchen Unterricht; nur am Samstagnachmittag war keine Schule, dafür aber am Sonntagnachmittag Kinderlehre, an der auch die Erwachsenen teilnahmen.

Meine Schule umfasste 10 Schuljahre vom 6.—16. Altersjahr. Die Eltern interessierten sich am meisten um den Gesang. Mein Vorgänger, Stall von Messen, ein Lehrerssohn, war musikalisch, spielte die Violine und komponierte Lieder. Im Unterricht spielte er die Melodien vor; aber die Schüler konnten keine Noten lesen, und der Chor sang den kräftigsten Stimmen nach; wenn diese schwiegen, so entgleiste er sofort. Die Eltern waren nun besorgt, ich würde im Gesang weniger leisten können; aber sie waren bald getröstet. Die Schüler hielt ich einzeln an, nach den Noten zu singen, wodurch sie selbstständig wurden und der Chor an Kraft gewann. Das war die Gesangsmethode meines Seminarlehrers Joh. Rud. Weber. (Fortsetzung folgt.)

Neue Beiträge zur Heimatkunde des Moosseetales.

Von *Fr. König* und *Fr. Nussbaum*. (Fortsetzung.)
(Mit 1 Kärtchen und mehreren Abbildungen.)

II. Geologische Beschaffenheit.

Wir unterscheiden im Moosetal Bildungen der Tertiär- und der Quartärzeit.

Die Bildungen der Tertiärzeit sind in unserem Lande hauptsächlich als mächtige Ablagerungen von Seen und Meeren entwickelt, und sie setzen als Mergel, Sandsteine und Nagelfluhschichten in ihrer Gesamtheit den felsigen Untergrund des ganzen zwischen Alpen und Jura eingebetteten schweizerischen Mittellandes zusammen. Man pflegt im allgemeinen alle diese verschiedenen Ablagerungen mit dem Gesamt-namen «Molasse» zu bezeichnen; zeitlich werden sie zwei Formationen, der Oligocän- und der Miocänformation, zugewiesen. Nach ihrer Entstehung unterscheidet man seit Bernhard Studer die sogenannte untere Süßwassermolasse, die Meeresmolasse und die obere Süßwassermolasse; diese Stufen sind im schweizerischen Mittelland etwas ungleichmäßig verteilt, und auffällig ist der Umstand, dass die obere Süßwassermolasse westlich der Aare nicht vorkommt, dagegen nach Osten hin mehr und mehr vorherrscht.

Das Tertiär (Molasse).

Der Untergrund unseres Gebietes wird überall von den ältern und mittlern Schichten der Molasseformation gebildet, aus denen das westliche Mittelland aufgebaut ist; vor allem reichlich vertreten sind die bunten Mergel und weichen Sandsteine der miozänen Molasse